

# Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

## THEMA

# Tagungs Lust und Nutz

## Impressionen aus Fribourg

"Medienlust und Mediennutz: Unterhaltung als öffentliche Kommunikation" lautete das Thema der Jahrestagung, die die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Mai 1992 gemeinsam mit der Schweizerischen Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft veranstaltet hat. Einige Teilnehmer schildern ihre Eindrücke.

### I.

Wissenschaftliche Tagungen haben ihre Rituale: Das Schwarzbrot im Hauptprogramm, Petits Fours im Rahmenprogramm - panem et circenses. Mach dir ein paar schöne Stunden, tage! Kommunikationswissenschaftler(innen) schwingen sich lustvoll auf ihre Metaebene und präsentieren Papiere über Kommunikation. Vergnügen bereiten vor allem Antworten, (Nach-)Fragen dagegen sind eher lästig und zeitraubend, wo auf den Gängen der heiße Kaffee wartet. Beobachter aus der publizistischen Praxis, die Medienvertreter(innen) äußern auf jenen Gängen oder bei Gelegenheit einer der unerläßlichen

Empfänge ihr aufrichtiges Interesse an gerade dieser Tagung und ihr Staunen über das Niveau ungehemmter Selbstreflexion der Kommunikationswissenschaft mit ihrer inzwischen stattlichen Anzahl hoffnungsvoller Sprößlinge, der bunten Medienwissenschaften.

Sie mögen bisweilen etwas vorlaut, ja trotzig sein, diese Sprößlinge, aber Mut haben sie, Mut zu ihren Antworten. Für die Praxis wird mit derlei plausiblen Antworten die ersehnte Talk-Show-Befähigung erworben. Fragen nach Tatsachen und Daten veräußern die gemütliche Selbstreflexion der Tagung und kosten schließlich doch nur Zeilen und Sendeminuten der Beobachter. Wer fragt, gilt als Störenfried, als elender Faktenhuber. Der gelassen selbstreflexive (oder selbstreferentielle?) Kommunikations- und Medienwissenschaftler hat sich Antworten zurechtgelegt, um als glänzender Fiktionalist in der Scientific Game-Show erfolgreich auftreten zu können.

Nach dem Schnittmuster Kaspar Stiebers von 1695 standen in Fribourg 1992 zwei Tage lang prall gefüllte Wühltische mit Antworten Prêt-à-porter zum Verkauf. Vielleicht lohnt es sich, den barocken Untertitel nachzulesen, den der "Spate" seinem Traktat über "Zeitungs Lust und Nutz" beigegeben hat. Er handelt immerhin auch über "derer so genannten Novellen oder Zeitungen/wirkende Ergetzlichkeit / Anmut/Notwendigkeit und Frommen"; und er fragt weiter: "Auch/was bey deren Lesung zu

## EDITORIAL

*Das Spektrum der Darstellungsformen, in denen Wissenschaftler ihre Resultate und Reflexionen öffentlich machen, ist sehr eng geworden. Wenn man das Großmedium Buch einmal beiseite läßt, bleiben gerade noch der Aufsatz, der Bericht, die Rezension. Und die Binnenstruktur der Texte folgt immer häufiger einem rigiden Muster: Problem, Methode, Ergebnisse, Diskussion - der amerikanische Standard hat sich in den Sozialwissenschaften inzwischen auch hierzulande ziemlich durchgesetzt. Dies ist dann nicht weit entfernt vom eintönigen Schema Einleitung-Hauptteil-Schluß, mit dem uns früher einfalllose Deutschlehrer geärgert haben.*

*Für jene, die über diesen DIN-Formen der Textverfertigung noch nicht die Lust am Schreiben (und Lesen!) verloren haben, offeriert unser*

## AVISIERT

*Informationsdienst seit der letzten Ausgabe eine neue (alte) Ausdrucksform: den Essay. Diese offene, dialogische Form verbindet Referat, Reflexion und Kritik. Der Essay ist immer variabel, häufig vagabundierend, bisweilen virtuos. Mut zur Subjektivität, Freude an der Antithese, an Phantasie und Experiment zeichnen ihn aus. Und oft mixt er Scherz, Satire und Ironie mit tieferer Bedeutung.*

*Aber hat diese Textsorte denn gar keinen "Lehrauftrag"? Doch, Friedrich Schlegel hat ihn prägnant beschrieben: Der Essay "soll Motion machen, gegen die geistige Gicht ankämpfen, die Agilität befördern". Diesmal geht es um das Walten des Weltgeistes in der Medienwelt, beim nächsten Mal um Klatsch in der Wissenschaft. Auf die weiteren Beiträge sind wir gespannt.*

Walter Hömberg

## INHALT

Thema.....	1
Neue Bücher.....	4
Forschung.....	5
Glosse.....	6
Selbstportrait.....	7
Essay.....	8
Namen&Nachrichten...	10
Debatte.....	11
Tagungen.....	14
Ausland.....	15

lernen/zu beobachten und zu bedenken sey?" Bei Stieler zumindest gehört noch vor die paßgerechte Antwort die stichhaltige Frage. Warum sollte es der Wissenschaft jedoch anders gehen als gegenwärtig der Haute Couture, die sich statt am fragwürdigen Experiment an der tragfähigen und verkäuflichen Anwendung orientiert.

Deshalb empfiehlt sich für die nächste Saison, auf dem Testmarkt "DGPuK-Tagung", die Umkehrung des Themas als Frage anzubieten: Öffentliche Kommunikation als Unterhaltung? Das verspricht neue Beiträge zum modischen Scientainment der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als zeitgemäße Pop-Science.

Winfried B. Lerg

---

## II.

---

Vor fast zwei Jahren zeichnete Siegfried Weischenberg im Aviso das Bild des "real existierenden KW". Den zwölf Kennzeichen dieses Porträts hätte damals ruhig noch als weiteres hinzugefügt werden können: "Er beschäftigt sich nicht mit Unterhaltung." Seit Fribourg kann man das nicht mehr sagen.

Bei der Tagung näherten sich die Vortragenden aus unterschiedlichsten Richtungen und mit differenziertesten Fragenkatalogen diesem Phänomen. Und doch zeigte sich bei den meisten Referaten ein latentes Unbehagen mit der Unterhaltung, eine Mischung aus professioneller Neugier und ethnologischem Erstaunen über dieses fremde Land. Kein Nachrichtenforscher käme auf die Idee, quasi entschuldigend anzumerken, er habe sich für seine Untersuchung einmal diese Sendungen genauer angesehen. Aber bei der TV-Unterhaltung gerät der notwendige Konsum automatisch zum Selbstversuch. Das machte besonders deutlich, daß unser Umgang mit Phänomenen der Massenkultur jedenfalls unbefangener und selbstverständlicher werden muß. Das war eine der wichtigsten Anregungen für die weitere Arbeit. Die Fülle an inhaltlicher Inspiration - egal ob diese dem Zu- oder dem Widerspruch entstammt - sollte nicht extra betont werden müssen.

Fribourg war ein wichtiger erster Schritt. Das Thema ist jetzt etabliert und die weitere Diskussion eröffnet. Daß es

zu einer der zentralen Programmfragen der neunziger Jahre ff. werden wird, ja längst schon geworden ist, steht außer Streit.

Eine prosperierende wissenschaftliche Gesellschaft muß mit den Problemen, die Größe mit sich bringt, leben. Die inhaltliche Vielfalt ist ein Glücksfall, auch wenn man als Teilnehmer nur sehr selektiv in ihren Genuß kommen kann. Plena, Unterplena, Arbeitsgruppen und die Podiumsdiskussion sind sicherlich noch das beste Mittel, um zwischen Diversifizierung und Gemeinschaft zu vermitteln.

Beim Thema "Unterhaltung" hätte es sich ja angeboten, in der Praxis scheiterte ich aber daran: am Gruppen-"Surfing". Verläßt man ein Unterplenum am Ende eines Referates, verliert man die Fortsetzung, platzt man in ein anderes, dann verliert man den Zusammenhang. Und in Anlehnung an einen vielzitierten Filmklassiker denkt man sich dann: "Uns bleibt immer noch der Berichtsband!"

Verbesserungsvorschläge? Nur den einen: Es sollte zumindest der Versuch unternommen werden, einen Kompromiß zwischen der überwältigenden Referatsbereitschaft der Mitglieder und einem Mindestmaß programmlicher Überschaubarkeit zu finden.

Hannes Haas

---

## III.

---

In Fribourg bin ich der Kommunikationswissenschaft das erste Mal leibhaftig begegnet. Dem Tagungs-Neuling waren die Kommunikationswissenschaftler bis dahin nur körperlose Wesen, bloße Namen, die in der Fachliteratur auftauchen. Im Vorübergehen der Blick aufs Namensschildchen, dann der Schwenk in Kopfhöhe: Das brachte oft ein Aha-Erlebnis.

Das Gruppenverhalten war wie erwartet: Kommunikationswissenschaftler gehen höflich miteinander um. Für höfliche Menschen stellt es allerdings eine gewisse Zumutung dar, daß gerade der Streit der Wissenschaft förderlich sein soll. Umgekehrt betrachtet: "Die Fortschritte des akademischen Anstands stellen...nicht zwingend einen Gewinn an intellektueller Zivilisation dar" (Thomas Steinfeld: "Denker im öffentlichen Dienst", "Mercur", Heft 5/1991). Refe-

rate wurden zurückhaltend kommentiert, niemand verlor die Contenance. Verlaufen Tagungen eigentlich immer so gesitet? War das Thema "Unterhaltung" für heftige Kontroversen nicht geeignet? Oder waren die Kampfahne gar nicht erst angereist?

Am Programm gefiel, daß so viele Fachfremde zu Wort kamen. Ihren Referaten entnahm ich die meisten Anregungen. Die Arbeitsgruppen haben wohl teilweise noch Anlaufschwierigkeiten. Sie sind aber notwendig für eine gelungene Programm-Mixtur: Gegenüber dem jedesmal neu gewählten Tagungsthema sichern sie die inhaltliche Kontinuität.

Christoph Neuberger

---

## IV.

---

Zunächst zur Lust: Besser hätte eine Abschlußdiskussion über die "ethischen Dimensionen der Unterhaltung" kaum sein können. Infotainment. Noch während der vermeintliche Star Andreas "Leo" Lukoschik das Anrauchen seiner großkalibrigen Zigarre zelebrierte, rückte das Podium ebenbürtig an seine Seite: Siegfried Weischenberg als wortgewandter und provokanter Moderator, Ulrich Saxer, der mit ihm Wortbällchen spielte und ganz nebenbei seine Thesen ins Plenum warf, Heinrich von Grünigen, der als das Urbild eines Schweizers so gar nicht zum Bild eines Hörfunk-Unterhaltungschefs passen wollte, und schließlich Mathias Loretan, der den Zeigefinger des Moralisten erhob und an seiner kalten Pfeife zog. Dazwischen Leo, wie er über sich und die Unterhaltungsethik plauderte - fast hätte es über den Sender gehen können. Allein: Weischenbergs Zigarillo konnte gegen Leos Brummer nicht anstinken.

Wo Lust, auch Frust: Was von verschiedenen Unterplena-Referenten zu Ohren gebracht wurde, ließ Falten auf die Stirn des Zuhörers treten - nicht inhaltlich, formal. "Wie kann ich nur", fragte sich der Zuhörer, "gegenüber meinen Studenten den Anspruch auf einen freien Vortrag aufrechterhalten, wenn sogar auf einer derartigen Tagung sorgfältig vorbereitete Papiere schlichtweg verlesen werden?" Erinnerungen kamen auf an den Studenten, der auf die Frage, warum er denn, wenn er schon

vorlese, auch noch so schnell lesen würde, antwortete: "Ich habe doch nur 15 Minuten Zeit." Schade eigentlich, denn in den anschließenden Diskussionen beherrschten die betreffenden Referenten ihr Thema souverän.

*Peter Szyszka*

---

## V.

---

"Besser als erwartet" - als ich nach der Rückkehr von der Jahrestagung von diversen Kollegen nach meinem Gesamteindruck gefragt wurde, war das meine häufigste Antwort.

Zunächst war ich also skeptisch. Warum? Unterhaltung als Thema kam mir zu wenig griffig, zu allgemein vor. Als mir dann das fertige Programm per Post zugeing, fühlte ich mich in meiner Haltung noch bestärkt: sehr viele Vorträge, aber wenig Systematik.

Nachdem die Tagung nun vorüber ist, bin ich zwar nicht gerade vom Gegenteil überzeugt, aber ich denke doch, daß ich aus der französischsprachigen Schweiz mehr mitnehmen konnte als die Erinnerung an das allmorgendliche Bimmeln von Kuhglocken hinter dem Institut Bertigny oder die allabendliche *Après-Tagung* in der Altstadt von Fribourg.

Wie faszinierend und zugleich pragmatisch Wissenschaft sein kann, hat Dolf Zillmann in seinem exzellenten Plenarvortrag unter Beweis gestellt. Ein Mann, der sich in kein (ideologisches) Korsett zwingen läßt. Und gut zu wissen, daß unser Fach dem tatsächlichen Rezeptionsverhalten der Fernsehzuschauer (im "Zapping"-Slalom durch die Programme) nicht hinterherhinkt. So Uwe Hasebrink und Friedrich Krotz mit einem interessanten Einblick in ihre Werkstatt.

Mein Vorschlag für die nächste Tagung in Berlin: Mehr übergreifende Plenarvorträge zur Strukturierung der Gesamt-Thematik. Ohne die Berechtigung der Unterplena in Zweifel ziehen zu wollen, scheint es mir doch angebracht, ihren Anteil am Tagungsprogramm zugunsten der Plenarvorträge zu verringern. Es muß auch nicht jeder noch so kleine Gesichtspunkt auf einer solchen Veranstaltung genüßlich zelebriert werden.

*Bernhard Rosenberger*

---

## VI.

---

Selten noch hat mich ein Tagungsgegenstand ähnlich fesseln können, wie dieses Jahr das von Uwe Hasebrink zum Thema "Rezeption von Unterhaltungsangeboten" souverän moderierte Unterplenum. Diese Bemerkung sollte nun nicht als Kritik an der Qualität der Beiträge zu vergangenen Jahrestagungen verstanden werden: Meine persönlich dem Plenum entgegengebrachte Aufmerksamkeit ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, daß die Thematik sehr eng an das eigene Forschungsinteresse angelegt war.

Andererseits zeigte das über beide Tage hinweg andauernde Interesse der übrigen Teilnehmer - vermutlich war das genannte Unterplenum das insgesamt am meisten besuchte -, daß sich nicht nur durch eigene Tätigkeit im Feld Publikumsforschung involvierte Kollegen angesprochen fühlten. Allein schon die große Zahl der Anwesenden und die nach jedem Referat vorhandene Diskussionswilligkeit, die sogar häufig aus Zeitmangel vom Koordinator beschränkt werden mußte, weisen darauf hin, daß eine bewußte thematische Spezialisierung von Unterplena mit überdies weitgehend homogenen Referaten für einen lebhaften und intensiven Tagungsverlauf sorgen kann.

Inhaltlich konnte ich - und konnten wohl auch andere - vor allem die Erkenntnis mit nach Hause nehmen, daß in der Publikumsforschung der alte Antagonismus zwischen qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden aufgehoben werden kann. Am Beitrag von Uwe Hasebrink und Friedrich Krotz, die anhand von quantitativen GfK-Fernsehnutzungsdaten individuelle Nutzungsverläufe (qualitativ) darstellten, ließ sich erkennen, daß wohl nur im methodischen Sowohl-Als-auch ein Erkenntnisfortschritt möglich ist.

Retrospektiv beschäftigen mich zwei gegensätzliche Empfindungen: Zum einen das Bedauern, daß vom Titel her interessante Referate wegen Abwesenheit der Referenten ausfielen. Zum anderen die Überlegung, ob es nicht sinnvoll wäre, in den Arbeitssitzungen weniger Raum für Vorträge und dafür mehr Raum für Fragen und Diskussionen zu lassen. Dadurch verlöre man sicherlich die Chance, den einen oder anderen auf-

schlußreichen Beitrag zu hören, gewänne aber die Möglichkeit, sich die dargebotenen Themen zu erarbeiten. Weniger ist manchmal mehr.

*Jörg-Oliver Ecke*

---

## VII.

---

Hat sich die von der DGpuK gewählte Tagungsform (Rahmenthema, wenige Plenarvorträge, parallel tagende Unterplena zu Teilfragen) auch in Fribourg bewährt? Ich denke, ja. Vor allem aber hat unsere Gesellschaft jetzt eine Größe erreicht (quantitativ durch die große Zahl neuer Mitglieder, qualitativ durch das erheblich erweiterte Themenspektrum, das von einzelnen Gruppen bearbeitet wird), die eine intensive und im positiven Sinne kontroverse Diskussion eines Themas wie das der "Unterhaltung" erlaubt.

Die mögliche Spannbreite der Diskussion wurde nicht nur durch so unterschiedliche Referenten wie Hermann Bausinger und Dolf Zillmann deutlich, sie zeigte sich auch bei den Einzelbeiträgen zu den Unterplena. Die vorgelegten Positionen bestätigten eine Hypothese, die sich schon bei der Lektüre der Arbeitsschwerpunkte unserer in den letzten Jahren neu aufgenommenen Mitglieder aufgedrängt hat: Die sich etablierende Kommunikationswissenschaft ist nicht zu dem monolithischen Blick herangewachsen, den noch Anfang der achtziger Jahre die Mehrheit der Mitglieder der Enquête-Kommission "Medienwirkungsforschung" als Zielvorstellung vor Augen hatte. Aber das ist meines Erachtens gut so, und das hat die Diskussion in Fribourg geprägt.

Trotz der notwendigen - und in bescheidenem Umfang bereits erfolgten - Etablierung und Ausweitung kommunikationswissenschaftlicher Lehr- und Forschungseinrichtungen sollte eine disziplinäre Abschottung vermieden werden. Die Kommunikation in der Kommunikationswissenschaft lebt von der Heterogenität der verfolgten Ansätze (z.B. vom Dialog zwischen den Forschern, die sich der "mass communication" bzw. der "speech communication" verpflichtet fühlen). Hoffentlich können wir das in Fribourg begonnene Gespräch fortsetzen und intensivieren.

*Michael Charlton*

## NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

- Aufermann, Jörg/Lis, Victor (Hg.): Zeitungen in Niedersachsen und Bremen. Hannover 1991 (=Medienspiegel 45)
- Becker, Jörg (Hg.): Small Pulp and Paper Mills in Developing Countries. New Delhi: Concept Publishing Company 1992
- Becker, Jörg/Bickel, Susanne: Datenbanken und Macht. Konfliktfelder und Handlungsräume. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992
- Blaum, Verena: Kunst und Politik im SONNTAG 1946 - 1958. Eine historische Inhaltsanalyse zum deutschen Journalismus der Nachkriegsjahre. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1992 (= Bibliothek Wissenschaft und Politik 48)
- Burkart, Roland/Hömberg, Walter (Hg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller 1992 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 8)
- Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Pelinka, Peter (Hg.): ZEITUNGSLOS. Essays zu Pressepolitik und -konzentration in Österreich. Salzburg: Otto Müller 1992
- Faulstich, Werner: Medientheorien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1991 (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 1558)
- Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.): Medienverbände in Deutschland. Geschichte, Berufsaspekte, Politik. Berlin: Vistas 1991
- Fröhlich, Romy (Hg.): Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht. Bochum: Brockmeyer 1992 (= Frauen und Massenmedien 1)
- Haller, Michael/Holzhey, Helmut (Hg.): Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1992
- Hemels, Joan: De pers onder het juk van een fiscale druk. Amsterdam: Cramwinchel 1992
- Hickethier, Knut/Schneider, Irmela (Hg.): Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990. Berlin: Edition Sigma Bohn 1992 (= Schriften der Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft 4)
- Hömberg, Walter/Schmolke, Michael (Hg.): Zeit, Raum, Kommunikation. München: Ölschläger 1992 (=Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 18)
- Horstmann, Reinhold: Medieneinflüsse auf politisches Wissen. Zur Tragfähigkeit der Wissenskluft-Hypothese. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1991
- Keller, Michael: Affektive Dimensionen der Hörfunknutzung. Eine empirische Studie zur Nutzung und Bewertung von Hörfunkprogrammen. Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung 1992 (= Kommunikationswissenschaftliche Studien 14)
- Knoche, Manfred/Zerdick, Axel: Postzeitungsdienst und alternative Zustellformen im Vertriebssystem der Presse. Bad Honnef: Wissenschaftliches Institut für Kommunikationsdienste 1992 (= Diskussionsbeitrag 80)
- Knoche, Manfred/Zerdick, Axel: Strukturanalysen zur medienpolitischen und ökonomischen Bedeutung des Postzeitungsdienstes. Bad Honnef: Wissenschaftliches Institut für Kommunikationsdienste 1992 (= Diskussionsbeitrag 81)
- Kopper, Gerd G.: Medien- und Kommunikationspolitik in der Bundesrepublik Deutschland von 1944 bis 1988. München u. a.: Saur 1992
- Krotz, Friedrich/Wiedemann, Dieter (Hg.): Der 3. Oktober 1990 im Fernsehen und im Erleben der Deutschen. Baden-Baden: Verlag Hans-Bredow-Institut 1991 (= Forschungsberichte und Materialien 12)
- Lanoue, David J./Schrott, Peter R.: The Joint Press Conference. The History, Impact, and Prospects of American Presidential Debates. New York, Westport/ Connecticut, London: Greenwood Press 1991 (= Contributions to the Study of Mass Media and Communications 26)
- Mahle, Walter A. (Hg.): Pressemarkt Ost. Nationale und internationale Perspektiven. München: Ölschläger 1992 (=AKM-Studien 38)
- Mast, Claudia (Hg.): Journalismus für die Praxis. Ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit. Hohenheim: Universität Hohenheim, Fachgebiet Kommunikationswissenschaft/Journalistik 1992
- Meissner, Michael: Zeitungsgestaltung. Typografie, Satz und Druck, Layout und Umbruch. List 1992 (= Journalistische Praxis)
- Neverla, Irene: Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung. München: Ölschläger 1992 (= Forschungsfeld Kommunikation 1)
- Renckstorf, Karsten/Vetehen, Paul Hendriks/Snippenburg, Leo van (Hg.): Communicatiewetenschappelijke Bijdragen 1990-1992. Nijmegen: Communicatiewetenschappelijke Studies. Actuele Vraagstukken 1991
- Ronneberger, Franz: Die Wiedervereinigung. Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung 1991 (= Kommunikationswissenschaftliche Studien, Sonderband)
- Ruhrmann, Georg u. a.: Das Bild der "Biotechnischen Sicherheit" und der "Genomanalyse" in der deutschen Tagespresse (1988 - 1990). Bonn: Büro für Technikfolgen-Abschätzung des deutschen Bundestages 1992 (= TAB-Diskussionspapier 2)
- Schulze, Volker (Hg.): Wege zum Journalismus. Ein Ratgeber für die Praxis. Neuausgabe. Bonn: ZV Zeitungs-Verlag Service 1992
- Ubbens, Wilbert: Jahresbibliographie Massenkommunikation 1990. Systematisches Verzeichnis der im Jahre 1990 innerhalb und außerhalb des Buchhandels veröffentlichten Literatur zu Presse, Rundfunk, Fernsehen, Film und angrenzenden Problemen. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess 1992
- Weischenberg, Siegfried: Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992
- Wilke, Jürgen (Hg.): Massenmedien in Lateinamerika. Erster Band: Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Mexiko. Frankfurt am Main: Vervuert 1992 (= Americana Eystettensia 2)



Dersch

FORSCHUNG

# Kommunikation über Kommunikation

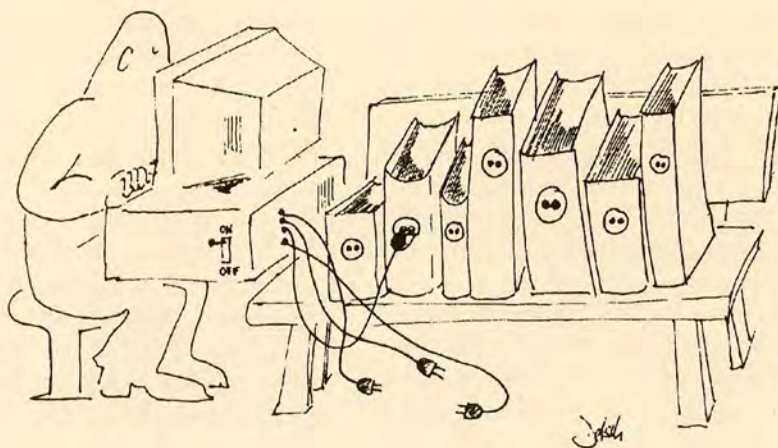
## Vom Nutzen einer Datenbank

Kennzeichen der heutigen postmodernen Weltgesellschaft ist zweifellos der rasante, völlig unvorhersehbare und nie für möglich gehaltene Anstieg ihres Kommunikationsvolumens. Treffend spricht man daher heute von "Medien-gesellschaft". Immer mehr wird in den relevanten Teilsystemen der Gesellschaft - vor allem in Politik, Wirtschaft und Kultur - symbolisch gehandelt, entschieden und geplant: Kein Wahlkampf, keine Werbung, kein Sport und keine Kunst ist heute ohne Medien möglich. Speziell für die Medien werden immer häufiger und mit immer größerem Aufwand "Medienereignisse" (Pressekonferenzen, Ausstellungen, Happenings) inszeniert, wird PR betrieben. Als Folge dessen hat das Kommunikationssystem, ehemals nur ein dienendes Vehikel für Politik und Wirtschaft, sich längst selbst zum wichtigsten Teilsystem der Gesellschaft entwickelt. Oder anders: Nichts geht mehr, was nicht in den Medien ist.

Dieser Trend, der nicht nur anhält, sondern sich in der Zukunft sogar noch verstärken wird, läßt sich sehr überzeugend nachweisen: Innerhalb nur einer einzigen Generation - von 1960 bis 1990 - ist das Volumen, das an Presse, Hörfunk, Fernsehen und Telefon durchschnittlich pro Tag zur Verfügung steht, um etwa den Faktor dreißig (3 000 Prozent) gestiegen. Weitere Medien wie Btx, Fax, CD treten laufend hinzu. Da aber das Volumen an Zeit und Aufmerksamkeit des Menschen als anthropologische Konstante fixiert ist und nicht mitwachsen kann, beklagt man die Informationsüberlastung, spricht vom "Informationsmüll", dem mit mehr Medienabstinenz begegnet werden soll.

Ein Blick in die Theorie moderner Kommunikationssysteme zeigt jedoch, daß genau das Gegenteil richtig ist: Die Vermehrung von Information und Medien kann nicht durch Verzicht, sondern - genau umgekehrt - nur durch zusätzliche, freilich besondere Medien geleistet werden, nämlich durch Metamedien. Darunter versteht man Medien, die über andere Medien informieren und die da-

durch eine Funktion der Raffung, der Auswahlleistung (Selektivität) erbringen. Als Programmzeitschriften, Kataloge, Inhaltsverzeichnisse oder Abstracts sind sie längst auf dem Markt. Ihre Selektionsleistung ermöglicht die instantane und themenspezifische Sichtung und Verarbeitung geradezu riesiger Informationsmengen aus allen gesellschaftlich relevanten Bereichen.



Unter allen Metamedien jedoch sind Datenbanken von besonderer Leistungsfähigkeit, weil sie im Vergleich zu anderen Metamedien eine einzigartige Kombination von Informationssammlung und -verarbeitung ermöglichen: Durch gezielten Einsatz elektronischer Informationsverarbeitung erlauben sie zunächst die fast unbegrenzte Kumulation riesiger Informationsmengen. Zugleich bewirkt die Verwendung von Suchstichworten und deren Verknüpfung eine nochmals gewaltig gesteigerte Selektivität.

Der elektronische Zugriff schließlich stellt sicher, daß zeitlicher Aufwand für Suche und räumliche Entfernung zwischen Datenbank und Nutzer irrelevant bleiben. Datenbanken sind, mit anderen Worten, die leistungsfähigsten aller Metamedien. Daher werden gerade Datenbanken in Zukunft eine herausragende Bedeutung gewinnen, die von anderen Metamedien gar nicht eingeholt werden kann.

Dies gilt uneingeschränkt für Datenbanken aller Art, soweit sie themenspezifische Information umfassend kumulieren, laufend aktualisiert werden, also mit dem Fortschritt an verfügbarer Information Schritt halten können, und durch ein feindifferenziertes System von Suchstichworten einen hochselektiven Zugriff sicherstellen.

Eine Datenbank für Kommunikationsforschung, die alle wesentlichen Bereiche der Kommunikations- und Massenkommunikationsforschung und verwandter Disziplinen abdeckt, muß deshalb von besonderer Relevanz sein: Denn wenn, wie eingangs behauptet, das Kommunikationssystem zum führenden Teilsystem der Gesellschaft wird, dann

werden dessen Funktion, dessen Leistung und dessen Wirkungen zukünftig noch weit mehr Relevanz beanspruchen.

Die Güte einer Datenbank hängt - problemlos elektronisches Handling vorausgesetzt - von folgenden Kriterien ab: Zahl und Vollständigkeit der Dokumente, Grad der laufenden Aktualisierung und Zahl der Stichworte.

Seit kurzem steht eine solche Datenbank, im Verbund mit den Frankfurter Genios-Datenbanken zur Verfügung: "Comdata". Eigentümer ist die Comdat Medienforschung GmbH (Raesfeldstraße 38, W-4400 Münster). Die Datenbank erfaßt laufend alle relevanten Buchtitel und die Aufsätze aus mehr als 30 deutschen und ausländischen Fachzeitschriften zum Gesamtgebiet der Kommunikationswissenschaften (vor allem Kommunikationstheorie, Wirkungsforschung, Werbung und Public Relations). Mit einem Startvolumen von 10 000 Dokumenten bei 13 500 aktuellen Suchstichworten (Bearbeitungsstand

## AUFGELESEN

## Hilfreich, höflich, konstruktiv

vom Mai 1992) und einem monatlichen "updating" von 400 Titeln verfügt sie über einen hohen Grad an Aktualität, der dem Nutzer voll zugute kommt.

Die Dokumentation umfaßt neben den bibliographischen Angaben der Dokumente in der Regel ein kurzes Abstract und die Nennung der dafür relevanten Stichworte. Gesucht werden kann nach Stichworten, nach Autoren und chronologisch (nach Jahren), so daß ein differenzierter Zugriff möglich ist.

Neu ist außerdem, daß die Dokumente durch Verwendung eines weiteren Codes eine zusätzliche interne Struktur besitzen, die aus bis zu zwölf einfachen Buchstabencodes besteht und eine schnelle Evaluation des Dokumentes leistet: Ob ein Titel umfangreich oder sehr speziell ist, ob er historisch, empirisch oder grundlegend angelegt ist, ob es sich um angewandte Forschung, theoretische oder methodische Probleme handelt oder ob es um Angaben über einen Kongreß oder eine Person geht, kann durch die voneinander unabhängige Markierung dieser und weiterer Codes sofort festgestellt werden. Sie stellen mithin ein zweites, internes Stichwortverzeichnis dar, das die Selektivität der Suche auf der Dokumenten-Ebene nochmals steigert.

Als Nutzer dieser Datenbank kommen vor allem die Medien selbst, Medien-Abteilungen (Abteilungen für Werbung bzw. PR) von Unternehmen sowie die Wissenschaft in Frage.

Klaus Merten

„Wer heute eine akademische Öffentlichkeit sucht, der tut es in der Regel höflich: Er begrüßt hier einen bemerkenswerten Gedanken, läßt sich dort an etwas erinnern, erläutert die eigene Person und deren Standpunkt in einem methodischen Vorwort. Er möchte Fruchtbare weiter befruchten und zu nichts als Ansätzen hilfreich beitragen. Gedacht wird konstruktiv, so als gehöre Heideggers undemokratischer Wunsch, die akademische Freiheit aus der deutschen Universität zu verbannen, nicht nur in seine Freiburger Rektoratsrede, sondern zum Alltag der Universität. 'Unecht, weil nur verneinend', lautete Heideggers Vorwurf an die Freiheit in Forschung und Lehre.

Es ist, als hätten zumindest die modernen Geisteswissenschaften dieses Urteil sich zu Herzen genommen - und zwar ausgerechnet in Gestalt eines skeptizistischen Pluralismus. Denn selbst wenn kritisiert wird, geschieht das in Form einer kollegialen Mahnung an das gemeinsame Interesse: Der andere habe etwas übersehen, wird da geklagt, er habe zu kurz gegriffen oder sei übers Ziel hinausgeschossen. Schwerer wiegt nur noch - und hier dürfte es mit dem tadelnden Schulterklopfen beinahe ein Ende haben - der Vorwurf der Einseitigkeit. Ausfallend wird diese Wissenschaft daher nie...

es sei denn, es fühle sich jemand der großen kollektiven Anstrengung der akademischen Forscher und Lehrer nicht verpflichtet. Denn erst dort, wo solcher Pluralismus sich selber in Frage gestellt sieht, verliert er seine Freundlichkeit. ...

Daß einer, der die Wahrheit zu sagen meint, auch gerne recht behalten möchte, ist die Grundlage einer Verkehrsform, die innerhalb der Geisteswissenschaften zu einer Seltenheit geworden ist: der Polemik. ... In der Polemik steckt zumindest eine Erinnerung daran, daß Wahrheiten einen exklusiven Charakter besitzen. Die Fortschritte des akademischen Anstands stellen daher nicht zwingend einen Gewinn an intellektueller Zivilisation dar. Ist es nicht gar umgekehrt - nämlich so, daß ein Forscher und Lehrer, dem es um die Entdeckung von 'Aspekten' zu tun ist und der daher vorgibt, gar nicht recht behalten zu wollen, allen Grund zu der Skepsis hat, mit der er die Leistungen seines eigenen Kopfes beurteilt? Das allerdings wäre, vom Standpunkt der Erkenntnis betrachtet, barbarischer als alle verbalen Grausamkeiten, mit denen ein Gedanke um seine öffentliche oder auch nur universitäre Geltung streitet.“

Thomas Steinfeld in seinem Buch „Der grobe Ton - Kleine Logik des gelehrten Anstands“

## GLOSSE

## Öffentlichkeit und Geheimnis

*Keine aufdringlichen Reporter, keine Paparazzi mit langen Teleobjektiven stören den japanischen Kronprinzen Naruhito, wenn er auf Brautschau geht. Auf Bitten des Kaiserhofes hat der japanische Zeitungsverband nämlich beschlossen, das Liebesleben des Prinzen in einen Mantel des Schweigens zu hüllen. So viel Respekt genießt die Herrscherfamilie in Japan. Ganz anders in Großbritannien: Dort läuft Charles mit falschem Kopfschmuck herum (gehört statt ge-*

*krönt), Bruder Andrew ergeht es nicht besser. Vom befremdlichen Tun ihrer Gattinen haben sie aus der Presse erfahren, die großen Tumult macht. Das englische Königshaus ist in seinen Grundfesten erschüttert, der Buckingham-Palast schweigt zu alledem.*

*Angesichts solcher Tatsachen stellt sich uns wieder einmal die Gewissensfrage, ob weniger Pressefreiheit manchmal nicht besser wäre. Doch der Schein trügt. Daß das Liebeswer-*

*ben des japanischen Prinzen zum Staatsgeheimnis gemacht wird, hat nicht nur sein Gutes. Wenn niemand die Töchter des Landes über den Lebenswandel des Prinzen unterrichtet, stehen ihre Chancen für eine folgenreiche Begegnung schlecht. Und das wiederum verknappt das Angebot für den Prinzen. Weil dieser bisher erfolglos war, hat der Zeitungsverband kürzlich seine Schonfrist um drei weitere Monate verlängert.*

Christoph Neuberger

SELBSTPORTRAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (5): Medien & Zeit

Im nunmehr siebenten Jahr erscheint in Wien „Medien & Zeit“ vierteljährlich mit dem programmatischen Untertitel „Forum für historische Kommunikationsforschung“. Zeit-historiker und Kommunikationswissenschaftler begründeten 1986 den Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“, der seit her „Medien & Zeit“ heraus-gibt. Zudem werden im Rah-men dieses Arbeitskreises einschlägige Forschungspro-jekte durchgeführt.

Eines der Ziele dieser Fachzeitschrift für Kommunikationsgeschichte - nachlesbar im Editorial des ersten Heftes - lautet, interdisziplinär Kommunikationsgeschichte zu betreiben. Bei einer Zwischenbilanz wird deutlich, daß zur Erreichung dieses wünschenswerten Zu-standes noch etliches geleistet werden muß. Denn sechs von zehn Beiträgen in den 23 Heften der ersten sechs Jahrgän-ge stammen von Kommunikationswis-senschaftlern und Studierenden dieses Faches. Jeder siebente Aufsatz hat einen Historiker oder einen Geschichtsstuden-ten als Autor, jeder neunte wurde von ei-nem Journalisten verfaßt.

Weiter trugen zur Gestaltung der Hef-te der Jahre 1986 bis 1991 noch German-isten bei (mit rund sechs Prozent der Aufsätze). Kolleginnen und Kollegen aus den Bereichen Erziehungswissen-schaft, Soziologie, Sprachwissenschaft, Philosophie, Psychologie und Slawistik kamen in „Medien & Zeit“ bislang zwar auch zu Wort, aber mit einem Ge-samtanteil von acht Prozent wohl zu ge-ring, um die Interdisziplinarität zu errei-chen.

Wie in vielen anderen Wissenschafts-disziplinen sind Frauen auch in der Kommunikationsgeschichte wenig - wir meinen: zu wenig - präsent. „Medien & Zeit“ hatte zwar immerhin bereits nach drei Heften eine Ausgabe ausschließlich dem Thema „Frauen und Öffentlichkeit“ gewidmet, doch die Autorenschaft war anfangs „klassisch“, sprich überwiegend



männlich. Der Anteil von Texten aus Frauenhand schwankt in den Jahren 1986 bis 1989 zwischen acht und zwölf Prozent. Erst in den neunziger Jahren wird es besser: Im Jahrgang 1990 sind 32 Prozent der Beiträge von Autorinnen, 1991 dann 25 Prozent.

Diese Veränderung hängt zum Teil da-mit zusammen, daß es „Medien & Zeit“ auch erst ab 1990 gelungen ist, Studen-ten als Autoren zu gewinnen. 1986 bis 1989 stammten lediglich knapp sechs Prozent der Beiträge von Studierenden, zumeist Diplomanden oder Dissertan-ten. 1990 waren es immerhin schon 24 Prozent, 1991 dann 32 Prozent.

Zumeist werden die Hefte jeweils ei-nem speziellen Thema gewidmet. Um sich hier nicht allzu stark thematisch ein-zuschränken, gibt es in fast jeder Ausga-be Platz für Artikel außerhalb des Heft-themas. Daß bislang die Kommunikati-onsgeschichte im deutschsprachigen Raum in den letzten hundert Jahren im Zentrum stand, ist Tatsache - aber nicht Programm. Andere Zeit-, Kultur- und Sprachräume wurden und werden künf-tig in „Medien & Zeit“ ebenso berück-sichtigt.

Daß „historische“ Themen von dieser Zeitschrift oft bis in ihre Ausformung in der Gegenwart behandelt werden, sprengt in unserem Verständnis den Rahmen einer Zeitschrift für historische Kommunikationsforschung keineswegs.

Der Vorstand des Vereins „Arbeits-kreis für historische Kommunikati-on-

forschung“ stellt zugleich die Gesamtre-daktion der Zeitschrift. Er hat be-schlossen, in nächster Zeit zu folgenden Themen Schwerpunktheft-e vorzu-bereiten:

- Medialer Umgang mit Fremde und Fremden
- Rechtsextreme und neonazistische Publizistik
- Qualitätsjournalismus
- Medien und Kommuni-kation im österrei-chischen „Ständestaat“ (1933 bis 1938)
- Kunst und Journalismus im faschisti-schen und totalitären Staat
- Theorien und Methoden der Biogra-phiesforschung
- Inhaltsanalyse in der historischen Kommunikationsforschung
- Militarismus und Medien

*Fritz Hausjell*

Steckbrief

**Gründung:** 1986

**Zielgruppe:** Wissenschaftler und Stu-dierende vor allem aus den Fächern Pu-blizistik- und Kommunikationswissen-schaft, Geschichte, Germanistik, Poli-tikwissenschaft, Soziologie und Thea-terwissenschaft, außerdem Journalisten, Lehrer, kritische Mediennutzer

**Auflage:** 1600 Exemplare

**Herausgeber:** Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ (AHK), Postfach 208, A-1014 Wien

**Redaktion:** Vorstand des Vereins AHK

**Preis des Einzelheftes:** öS 48,-

**Abonnementpreise:** öS 165,-; Ausland öS 235,-; Studenten Österreich öS 120,-; Studenten Ausland öS 190,- (jeweils in-klusive Versand)

**Bezugsadresse:** Medien & Zeit, Post-fach 208, A-1014 Wien

## ESSAY

## Konzertierte Aktion

### Oder: Wie sich in der deutsch-österreichischen Medienszene der Weltgeist äußert

Das Unterhaltungsangebot der deutschen Privatfernsehkanaäle stellt sich bei näherer Betrachtung als ein eigentlich kosmopolitisches Mixtum compositum dar. Kurz und pauschal charakterisiert: Amerikanische Programme werden von holländischen Showmastern präsentiert, die von einer Reihe von österreichischen Managern (unter ihnen Thoma, Zeiler, Kofler und Klausnitzer) in deutscher Währung massiv überbezahlt werden. Gelegentlich taucht die Frage auf, warum es gerade die Österreicher sind, die in dieser Szene so wirkungsvoll mitmischen. Es muß irgendwie an den Sozialisationsbedingungen des alpenländischen Mediensystems liegen. Aber was ist es konkret? Vier theoretische Annäherungen an die Frage sind denkbar:

Da ohnehin nach Meinung der Österreicher mit Ausnahme des Hamburger Michels jegliches Kulturgut, sogar Freddy, aus Wien oder zumindest doch aus Österreich stammt oder österreichischer Inspiration zu verdanken ist, arbeitet das Land nach dem Muster einer Fünften Kolonne hart und wirkungsvoll an der weiteren Kultivierung der Welt. Es ist eine Art Mission, die die einflußreichen Vorbilder der Wissenschaft der Jahrhundertwende und der Literatur der Zwischenkriegszeit nun auf die Fernsehscene des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts überträgt. Für besonders geschickt halte ich es, dabei zur letztgültigen Kaschierung der Kolonisationsabsichten auch österreichische Filme bei Wenzel Lüdecke in Berlin synchronisieren zu lassen, um die Spuren zu verwischen. Ebenso geschickt ist die Camouflage der Absichten durch die Einführung von Präsentatoren aus den Niederlanden, die in charmanter Holprigkeit die Relativität der deutschen Sprache dokumentieren und das am liebsten in Produktionen tun, die der US-amerikanischen Ideenpalette entliehen sind.

Österreicher schützen - zweitens - das öffentlich-rechtliche Kulturgut des ORF. Wenn man zeigt, was im Privatfernsehen möglich ist, wendet sich der Rezipient nach einigen Jahren der erschütterten Faszination mit Schauder und erkennt den Wert seines angestammten Betreuers. Auf diese Weise werden in einer Art Kontrastgewinn die wahren Qualitäten des öffentlich-rechtlichen Reservats verdeutlicht. Um dieses Feldexperiment nicht im eigenen Land durchführen zu müssen, da es möglicherweise Geschmacksschädigungen verursacht, weicht man ins befreundete Ausland aus und trans-

portiert auf der Grundlage eines kleinen legistischen Tricks (Heranführung ortsüblich empfangbarer Programme) die Anschauungsmaterialien per Kabel und Satellit über die Grenze.

Der österreichische öffentlich-rechtliche Rundfunk ist - drittens - ein besonders fruchtbarer Nährboden für die Züchtung von skurrilen Phantasien, wie sie für das Privatfernsehen prädestiniert sind. Warum das so ist, kann die Theorie bis auf weiteres noch nicht erklären. Vermutlich werden überschüssige Energien durch eine interne Kontrollkultur im Zaum gehalten und solange unterdrückt, bis sie sich andernorts Bahn brechen müssen. Die in heurigenen Nächten geborenen Konzeptionen werden eben im Ausland verwirklicht. Was tragbar ist, wird dann wieder übernommen. So lagert der ORF seine experimentellen Labors gewissermaßen in risikofreie Terrains aus. Damit werden Kosten gespart. Wenn die Protagonisten des Fernsehexperimentes, jene überschäumenden Phantasten, die in Deutschland tätig sind, dann genug experimentiert haben, kehren sie zurück, voll der skurrilen Erfahrungen.

Schließlich viertens: Es ist der deutschen Mentalität ja nicht fern, Dienstleistungen, die man selber nicht gern verrichten möchte, an sogenannte Gastarbeiter zu delegieren. In der Gastronomie, in der Straßenreinigung, auf dem Bau und in Autowaschanlagen agieren unsere süd- und südosteuropäischen Gäste. Und so sind es in der Medienszene vielleicht, wengleich gottlob mit größerem Ansehen, viele Österreicher, die als Elitogastarbeiter tätig sind. Elitogastarbeiter: das bedeutet, daß sie ihrerseits Tätigkeiten, die sie selbst nicht mögen, von Untergastarbeitern pflegen lassen, also beispielsweise die Versuche, amerikanische Programme in deutscher Sprache zu moderieren.

Die Validität dieser Annahmen muß noch durch eine Reihe von Prüfungen getestet werden. Es bietet sich dabei insbesondere das Verfahren der Konstruktvalidierung an, weil es den Kontext der jeweils zur Diskussion stehenden Fragen einbezieht und die Plausibilität der Behauptungen in gewisser Weise systemtheoretisch mit den Umfeld-Variablen in eine organische Beziehung setzt. Je gefügiger sich die Nahtstellen der einbezogenen Aspekte erweisen, desto wahrscheinlicher ist die Geltung der einzelnen Annahmen.

In diesem Fall ist der Kontext das "österreichische Mediensystem". Es wird daher notwendig, diesen Kontext in der Art eines ethnologischen "frame of reference" zu beschreiben, um zu verstehen, warum gerade

Österreicher in verstärktem Maße zu Pioniertaten der oben beschriebenen Art prädestiniert erscheinen. Diese Vorgehensweise ist auch medienhistorisch höchst interessant. Denn schon bei oberflächlicher Bestandsaufnahme zeigt sich, daß wir in Österreich den Fall einer zeitlich enorm gedrängten, gewissermaßen epochal komprimierten Mediengeschichte vorfinden, in der sich innerhalb eines Jahrzehnts mit Ausnahme des öffentlich-rechtlichen Rundfunks fast alles verändert hat. Der Beobachter, der im Land teilnehmend tätig ist, hatte die Gelegenheit, mit wacher Erinnerung aus den eben erst mühsam analysierten Zuständen in die eigene Zukunft kata-

---

*Amerikanische Programme werden von holländischen Showmastern präsentiert, die von österreichischen Managern in deutscher Währung massiv überbezahlt werden*

---



puliert worden zu sein. Ich darf das am eigenen freudvollen Beispiel dokumentieren.

Seit etwa sieben Jahren lebe ich mit einigen Unterbrechungen auch in Österreich. In dieser Zeit sind eine Menge von Zeitungen und Zeitschriften gegründet worden. Nimmt man großzügig und von der eigenen Weltsicht abstrahierend noch ein paar vorangehende Jahre dazu, dann fällt in diese Epoche des Aufbruchs die Gründung der Zeitgeistblätter "Wiener" und "Basta", die in "Wiener (Deutschland)" und "Tempo" ihre kongenialen Ableger fanden. Dem reichweitenstarken Traditions-Wirtschaftsmagazin "Trend", das 1970 von Oscar Bronner ins Leben gerufen wurde, setzte man 1982 mit "Gewinn" die erste, 1985 mit "Cash Flow" die zweite massive Konkurrenz entgegen. Es hat dem "Trend" nicht viel ausgemacht, auch nicht, als weitere Wirtschaftszeitungen dazukamen.

Der Erfolg des "Wiener", der 1987 den "Zeitgeist" aus dem Titel nahm, motivierte den Besitzer, GGK-Boß Hans Schmid, eine "Wienerin" nachzuschieben, deren Attraktivität und mittlerweile auch Rentabilität einen anderen Verlag motivierte, das Hochpreis-Frauenmagazin "Diva" zu lancieren. In absehbarer Zeit nun kommt mit der großzügigen Unterstützung des deutschen Springer-Verlags (20 Millionen Mark sind zugesagt) eine neue Illustrierte in der Form eines jugendlichen "Stern" heraus, erdacht von den Gründern des "Basta" in einem eigenen opulenten Büro im postmodernen Haas-Haus gegenüber dem Stephansdom: "Expreß". Springer gab auch die Geburtshilfe für die meist beachtete Neugründung des Jahrzehnts, für die Qualitätszeitung "Der Standard". Mittlerweile ist das im Oktober 1988 lancierte Blatt mit 4,4 Prozent nationaler Reichweite auf Platz fünf der überregionalen Tageszeitungen.

"Der Standard" verursachte erhebliche Irritationen. Zum einen gab der Konkurrenz die Tatsache zu denken, daß es wieder Oscar Bronner war, der, nachdem er zunächst aus seinem New Yorker Exil die Medienentwicklung in Österreich sarkastisch kommentiert hatte, den "Standard" erdachte und realisierte. Also jener Oscar Bronner, der den erfolgreichen "Trend" und, was hinzugefügt werden muß, die österreichische Variante des "Spiegel", das "Profil", gegründet hatte. Zum anderen hatte sich schon bei den Wirtschaftsmagazinen gezeigt, daß die Konkurrenzprodukte stimulierend auf die vorfindlichen Medien wirkten. Das geschah nun auch im Sektor der Tageszeitungen. In aller Eile, das heißt so schnell, wie die Werbeagenturen entsprechende Kampagnen zusammenbasteln konnten, wurde das Medien-Marketing verstärkt, die Traditionszeitungen "Presse" und "Salzburger Nachrichten" veränderten Layout oder redaktionelle Reichweiten. "Der Standard" und das, was er provozierte, wurden zu einem beständigen Thema. Es war eine schöne Zeit für die Produzenten abenteuerlicher Theorien und Prognosen an den Theken der verschwiegenen Journalistenlokale der Innenstadt.

Nicht nur, weil "Der Standard" gegründet worden war; nein: um die Zeit, um 1987 und 1988 hatte sich der Konzern

---

*Österreicher in Deutschland und Deutsche in Österreich sind Werkzeuge des der Geschichte innewaltenden Geistes, der auf die Vervollkommnung des Trivialen ausgerichtet ist*

---

der "Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" zunächst in ein Blatt eingekauft, das in der internationalen Szene der Medienbeobachter als das "Phänomen" bekannt ist oder auch als "das" Kleinformat. Mit bürgerlichem Namen heißt das kleinformatige Phänomen "Neue Kronenzeitung" und erreicht werktäglich 42 Prozent der lese- bzw. zeitungsbetrachtungsfähigen Österreicherinnen und Österreicher. Die "Krone" gehörte zwei Männern. Der eine war für das Journalistische zuständig: Hans Dichand; der andere betreute das offensive

Marketing: Kurt Falk. Der zog sich irgendwann um die Mitte der siebziger Jahre zurück und kassierte die opulent einfließenden Gewinne zur Hälfte. Ein Gesellschaftervertrag regelte das Verhältnis der beiden zueinander und bestimmte unter anderem, daß Kurt Falk, verständlich, mit den Gewinnen, die er aus dem "Krone"-Geschäft zog, kein Konkurrenzprodukt finanzieren dürfe.

Das tat er auch nicht. Er gründete stattdessen 1985 eine Wochenzeitung, die er um der schlagzeilenartigen Verdeutlichung willen schlicht "Die Ganze Woche" nannte.

In kurzer Zeit avancierte die "Woche" zu einem zweiten Phänomen: Sie erkämpfte sich eine Reichweite von 32 Prozent. Falks Rezept war einfach: Keine Marktforschung, Ideen aus Regenbogenpresse und Kampfblatt für Rentner und Zukurzgekommene, den Politikern auf die Finger klopfen, die alltägliche Korruption anklagen, Skandalchen ausheben und Lebenshilfe bieten: Klatsch beim Bäcker um die Ecke und Kräutertee, das Ganze bunt und österreichisch national, ohne nationalistisch zu sein, aber doch schon ein bisserl mit dem Kleine-Leute-Stolz auf das große kleine Land, dessen Vorzüge bunt ausgemalt dem Titelsignet unterlegt waren: sonnige Landschaften.

Es folgte eine Schwemme von Prozessen zwischen den beiden "Hälfteeigentümern", wie sie genannt wurden. Ein ganzer Stab von Anwälten lebte fröhlich und opulent von der Streitlust der beiden, die sich dann 1987 trennten, endgültig. Denn 1987 einigte man sich darauf, daß, verkürzt gesagt, derjenige, der am schnellsten das Geld dafür aufreiben könne, den jeweils anderen auszahlen solle. Dichand schaffte es als erster. Der WAZ-Konzern aus Essen kaufte 45 Prozent der Anteile der "Kronenzeitung" für eine Summe, die ausreichte, um Kurt Falk 2,1 Milliarden Schillinge zu überweisen. Eine Sperrklausel des Vertrags verbot ihm, bis 1992 eine Tageszeitung zu lancieren.

In der Zwischenzeit beteiligte sich die WAZ auch beim Konkurrenzblatt, dem "Kurier", der auch nicht schlecht dasteht mit einer Reichweite von 16 bis 17 Prozent. Daß zu dem nun entstehenden Gesamtkonzern auch noch "Trend", "Profil", "Basta" und das ehemals moderat konservative Nachrichtenmagazin "Wochenpresse" gehörten, das später der Holtzbrinck-Konzern aufkaufte, um es zur "Wirtschaftswoche Österreich" umzumodeln, verlieh den Deutschen von der Ruhr einen beträchtlichen Einfluß. Von einem neuen Anschluß war die Rede, vom Ausverkauf und von all dem, wovon man eben aufgebracht spricht, wenn es Überfremdungs-

tendenzen zu beklagen gilt - gerade in Österreich, das aufgrund seiner "Kleinheit" sehr empfindlich ist in solchen Fragen.

Die Kleinheit spürt man zwar nicht im Alltag, aber sie ist bewußt. Und es läßt sich gut mit ihr leben, weil sie Argumente der Betroffenheit, Verschwörungstheorien, Läsionen der nationalen Identität nahelegt. Und das nutzte Falk aus. Seine "Woche" sei, so behauptete er, eines der wenigen "rein österreichischen" Blätter. Dabei verschwieg er vornehm, daß die "Woche" bei Sebaldis in Nürnberg gedruckt wurde. Vielleicht war diese Schweigsamkeit aber auch Kalkül. Denn in Falks Plänen vollendete sich die Geschichte dieser Jahre, womit sich nun für die Theorienbildung über die aufgeworfene Frage eine Erklärung anbietet, die an alte Sozialphilosophien gemahnt.

Der erste Teil, der durch die Betrachtung des Kontextes sich abzeichnet, ist eine Art ethnologisch-strukturalistischer Erklärung, die ich mit Bronislaw Malinowski und Marcel Mauss den "Kula-Ring" nennen will, ein zirkuläres Austauschprogramm in modernisierter Form: Deutsche gehen ins österreichische Printmediengeschäft, weil die Expansionsgelüste daheim kartellrechtlich oder aus Mangel an Objekten stark gebremst werden; umgekehrt ziehen Österreicher ins deutsche Fernsehgeschäft. Nach einer Zeit ist der Ursprung dieses ritualisierten Regelkreises vergessen, und er wird zu einer Selbstverständlichkeit.

Der zweite Teil dieser theoretischen Idee mündet in einer deterministischen Geschichtsphilosophie, deren Kerngedanke eine Art publizistischer Idealismus ist: Die Medienentwicklung führt im Laufe der Zeit über verschiedene Stufen, die durchaus auch dialektische Umwege beinhalten können, zu den quintessentiellen Produkten im jeweiligen Mediengenre. Das ist, durch die Austauschbewegungen forciert, Privatfernsehen in Deutschland und, als Negation der deutschen Engagements in Österreich, die "rein österreichische" Tageszeitung von Kurt Falk, spektakuläre Neugründung auf dem Boulevard: "Täglich Alles". Sie heißt wirklich so.

Sie sieht auch so aus, wie sie heißt. Sie ist das gedruckte Kommerzfernsehen mit seinem Anarcho-Entertainment und News-Gehäcksel. Sie ist schreiend bunt, ihre Artikel sind kurz, sie kostet nur drei Schilling (während "Krone" und "Kurier" acht und "Der Standard" zehn verlangen); sie ist das, was man nicht für möglich hielt. Insofern ist sie auch

schlecht zu beschreiben. "Täglich Alles" definiert die Boulevardpresse neu. Info-Clips, Aktualitäten, Lebensberatung, Liebeshoroskope, Alles aus dem Gericht, Alles aus Stadt und Land, Alles rund um den Globus, Politik, Ökologie und Traumdeutung, Fernsehen und Alles vom Sport, eingeleitet mit einem für Tageszeitungen technisch brillant gedruckten doppelseitigen Farbfoto. Tierbabys unterschiedlicher Rassen, die sich vertragen, ein Seite 5-Girl, hier im Unterschied zur "Krone" aber leicht bekleidet, Alles aus der Kunst mit dem täglichen Bild und seiner Besprechung, Alles Natur, Alles ganz unter uns undsoweiter undsofort, das Ganze produziert auf der ultimativen Frankenthal-Maschinerie, die Tiefdruck und Flexo-Druck verbindet und an deren Steuerungs-Computer vermutlich eine Taste angebracht ist: "Give it all".

Wird es was werden? Falk will diese Zeitung zur Nummer eins hochpuschen, gleich, ob es ein oder zwei Milliarden kostet oder drei. Viel wird über seine Motive gerätselt, an den besagten Theken. Aber man kommt irgendwie nicht weiter. Insofern ist die deterministische Geschichtsphilosophie des publizistischen Idealismus ein guter Zugang: Österreicher in Deutschland und Deutsche in Österreich sind Werkzeuge des der Geschichte innewaltenden Geistes, der auf die Vervollkommnung des Trivialen ausgerichtet ist, in dem sich eine Ahnung von der Tiefe des Absoluten oder auch von der absoluten Tiefe andeutet.

Diese Absolute ist bunt und schrill und schillernd, eine sich stetig fortschreibende Bewußtseinsweiterung, spiralförmig dem einen Zustand zustrebend, an dem alles aufgehen wird im großen Nirwana, das für die Buddhisten das Absolute darstellt. Aber die Medien schaffen die Brücke zwischen den Philosophien ohne Mühe, und so besteht bei näherer Betrachtung zwischen der Zeitung und dem Fernsehen auch kein Unterschied mehr, selbst wenn die Österreicher in Deutschland ihre historische Aufgabe eher im elektronischen und die Deutschen in Österreich eher im Printbereich erfüllen.

Sie sind alle die Emanationen eines umfassenden Prinzips, das sich zu jeder Stunde in allen seinen möglichen Äußerungen dokumentiert und das zeitlos ist. So ungefähr jedenfalls hätte Georg Wilhelm Friedrich Hegel das gesehen, wenn er verkabelt gewesen wäre und ausreichend Abonnements der deutschsprachigen Boulevardpresse besessen hätte.

*Holger Rust*

## NAMEN & NACHRICHTEN

Der Ausbau des neuen Fachbereichs Kommunikations- und Medienwissenschaften der Universität Leipzig geht voran: Der sächsische Minister für Wissenschaft und Kunst hat **Gertraud Linz** auf den Lehrstuhl für Allgemeine und Spezielle Journalistik I, **Ulrike Six** auf den Lehrstuhl für Empirische Kommunikations- und Medienforschung und **Rüdiger Steinmetz** auf den Lehrstuhl für Medienwissenschaft und Medienkultur berufen. Steinmetz hatte sich

im Sommersemester an der Universität Marburg habilitiert. Gründungsdekan **Karl Friedrich Reimers** wurde bereits im Frühjahr zum Honorarprofessor für Kommunikationswissenschaft und Zeitgeschichtliche Publizistik ernannt. Zusammen mit **Gerhard Maletzke** nimmt er derzeit den erneut ausgeschriebenen Lehrstuhl für Historische und Systematische Publizistik kooperativ wahr. Die Stiftungsprofessur für Ethik der Massenkommunikation wird für zwei Jahre von **Horst Pöttker** als Gastprofessor übernommen.

**Gerd G. Kopper** wurde zum Präsidenten der European Journalism Training Association mit Mitgliedern aus 14 Ländern gewählt.

**Peter Schrott** leitet seit kurzem die Abteilung "Textanalyse, Medienanalyse, Verdocung" beim Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen in Mannheim.

Die Mitgliederversammlung in Fribourg hat **Walter Hömberg** zum neuen Vorsitzenden der DGPK gewählt. Stellvertreter sind **Irene Neverla** und **Heinz Pürer**.

## DEBATTE

# Kritikkultur statt Streitkultur

## Über Möglichkeiten eines rationalen Dissenses

Mit dem Stil der Auseinandersetzung, der Streit- und Rezensionskultur innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft haben sich in den beiden letzten Ausgaben mehrere Autoren befaßt. Die Auseinandersetzung geht weiter.

### I.

„Streitkultur“ ist weder durch den Duden noch durch Fachlexika dignifiziert. Streit für sich genommen ist kein sinnvolles Ziel. Er setzt Gegner eines verwerflichen Redens und Schreibens voraus, denen mit Waffen zu begegnen ist - zivilisiert, versteht sich, mit geregelten Argumenten. Streitet man durch das Publizieren kontradiktorischer Sichtweisen in Rezensionen, dann hat das Austragen von Streit Vorteile. Worauf die Vorteile im einzelnen beruhen, ist allerdings trotz Simmel, Coser, Dahrendorf, Galtung und anderer Konflikttheoretiker bisher wenig durchsichtig.

Im institutionalisierten Rezensionswesen, das auf der Idee kollegialer Gleichheit in einer „invisible communications community“ beruht, herrschen hierzulande zwei markante Seiten vor: Die weniger streitbare Seite beschränkt sich weithin auf die Beschreibung von Texten; die Streiterseite versteht sich als Rezensionsmanie, mit der die Bücher anderer in ein (meist) mattes Gegenlicht getaucht werden, um deren Wissen gleichwohl auf seine „Fehlerhaftigkeit“ zu untersuchen. Rezensionen müssen weder blamable Dokumentationen sich selbst Überbewertender sein, noch müssen sie von Gefälligen geleistet werden, die das Prä haben, beim Verteilen der Rezensionsexemplare immer als erste „hier“ zu rufen.

Beide Rezensionsstile verfügen über eine Gemeinsamkeit: mangelhafte Rezensionskompetenz. Wie zutreffend, lückenhaft, schief oder ignorant das Wissen anderer in Rezensionen auch dargestellt wird, in keinem Falle ist die Herstellung eigenen Wissens dadurch zu kompensieren. Rezensionen sind Forschungsarbeit, also Arbeit an wissen-

schaftlichen Theorien. Sie sind gebunden an wissenschaftliche Denkprämissen und Tätigkeiten, die instand setzen, selbst Ideen und Wissen zu produzieren, um alternative, aber wahrheitsfähige Entwürfe vorzuschlagen. Rezensionen setzen Kompetenz zur Kritik voraus, die zur Verbesserung des Wissens beitragen und Übergänge zur Herstellung neuer Wahrheiten bilden kann. Dagegen wirkt Streit wie die Losung zum ungeordneten Aktionismus.

Also heißt das Leitwort: „Kritik“? Sie ist seit Kant der positiv bewertete Grundsatz einer freien Kommunikation, die zentrale Legitimation bürgerlichen Gesellschaftslebens und der Probestein ihrer wissenschaftlichen Wahrheitssuche. Mit Kritik aufgeworfene Kommunikationsprobleme zu lösen, versucht der Kritische Rationalismus, indem er Kritik als Überprüfung (Falsifikation) perfektioniert. Demnach kann man nur noch für Kritik sein, nicht mehr dagegen. Das „Kritische“ im Programm der Kritischen Theorie wiederum ist die Rechtfertigung des Vernunftkonzepts, dem Habermas die Emanzipation durch gelingende Kommunikation als erkenntnisleitendes Interesse hinzufügt hat.

Weder der perfektionierte Falsifikationismus noch die Idee einer Emanzipation durch kritischen Diskurs wurden bisher mit kommunikativer Wirklichkeit konfrontiert. Kann man deshalb vermuten, daß Kritik zu transformieren ist, unmittelbar in Relation zur gewandelten Kultur? Das müßte in der Praxis der Wissenschaft und in der Praxis angewandter Kommunikation primär durch Reduktion der hyperkomplexen Ereignishaftigkeit der Welt geschehen. Wenn auch methodisch abgestuft, würde in beiden Selektionsprozessen Kritik als zentrale Kontrollprämisse des Wissens fungieren. Kritik wäre somit nicht nur

Hilfsmittel zum Testen von Faktenwissen, sondern Voraussetzung, um Wissen auf seine Wahrheitsfähigkeit und seine Steigerungsfähigkeit zu prüfen.

Kritik kann in drei Forschungsbereichen geübt werden: (1) an Methoden, Theorien, Begriffen, Programmen und technischen Verfahren (Befragung, Inhaltsanalyse, teilnehmende Beobachtung), so sie denn durch Forschungs- und Lehrtexte öffentlich zugänglich gemacht werden; (2) am Forschungs- und Lehrhandeln der anderen in der „communications community“; und (3) am wissenschaftlichen Tun des Selbst. Sind diese drei Formen des Kritisierens zu kultivieren, dann muß Kultur mehr sein als die Art und Weise, „wie wir miteinander umgehen“ (Aussage eines ungenannten Kollegen, zitiert im Editorial von AVISO No. 4). Manieren, Takt, Konventionen, Sitten und Gebräuche, kurz: zivilisierte Umgangsformen sind zu schwachen Normen abgesunken, die keinen modernen Kulturbegriff zu tragen vermögen. Das heißt, daß auch der ausgewucherte Kulturbegriff einer Re-Kultivierung bedarf, wenn hohe, populäre und/oder Medienkultur mit Unternehmens- und Organisationskultur, mit Stadt-, Alltags- und/oder Industriekultur konfrontiert werden kann, die traditionelle Konzeptionen von Familien-, Agri- und Dorfkultur aufgelöst haben und - als Alternativ- und Gegenkultur - des Kulturtransfers durch Kulturmanagement harren...

Die Praxis des Journalismus hat keine kontingente Kritikkultur entwickelt. Sie hat Kritik zwar hochspezialisiert, aber zu einem unreflektierten Selbstläufer verwildern lassen. Der von seinesgleichen papalisierte Marcel Reich-Ranicki weigert sich unerrhörrterweise, Kriterien für seine Kritiken anzugeben. Und wenn zutreffend berichtet (kritisiert?) wurde, dann hat die Kritik anlässlich der „25. Mainzer Tage der Fernsehkritik“, wg. unüberwindlicher Selbstzweifel, Harakiri begangen. Das Reflexionsterain für die Kritik der Kritik wurde dort anscheinend der sich selbst bewerbenden U-Firma Gottschalk über Gottschalk überlassen.

Verstehen wir unter Kultur unser Kommunikationserbe, die für bewahrenswert gehaltenen begrifflichen, theoretischen und methodischen Sinnvorräte der „communications community“ als sachlich-semantisches Gedächtnis der

Kommunikationswissenschaft heutiger Weltgesellschaft, dann ist Kritik in erster Linie Voraussetzungs-kritik. Sie hat eine offengelegte Gesellschaftstheorie zur Voraussetzung, in Relation zu der eine kommunikationswissenschaftliche Kritik-kultur gepflegt wird - vor allem, aber nicht nur, in und durch Rezensionen.

*Manfred Rühl*

## II.

"Wie schätzen Sie die Rezensionskultur in unserem Fache ein?", fragt die Redaktion und erbittet rasche, knappe Reaktion. Seit Monaten denke ich darüber nach. Jetzt, weil es sein muß, fällt mir die Antwort ein: Mir ist, wenn ich je Rezensionskulturträger war, die Rezensionskultur vergangen. Ich habe an die 200 Bücher unseres Faches besprochen, meist in der "Publizistik", bis ich auf einen Autor stieß, dessen Produktion zwar dringend der Beurteilung bedarf, der aber nur zwei Arten von Replik kennt: Er hat erstens immer recht und stellt sich zweitens gerne taub. Es ist erstaunlich, wie gut das zusammenpaßt. Ich nenne das das Kepplinger-Syndrom, eine schwer zu behandelnde Krankheit. Weniger erstaunlich ist, daß im AVISO meist von unserem Mainzer Kollegen die Rede ist, wenn es um Streit- und Rezensionskultur geht, daß aber die "Publizistik" die Attacken von ihm und gegen ihn kaum zu Wort kommen läßt.

Vor vielen Jahren zerpfückte ich im "journalist" und in "medium" zwei Kepplinger-Studien. Das führte zu je einem Leserbrief von Kepplinger. Dann gab es eine längere Pause. Am 21. September 1990 kritisierte ich im "Rheinischen Merkur" seine Untersuchung "Künstliche Horizonte", was wiederum einen längeren Leserbrief Kepplingers provozierte; ich hatte ihn fast schon erwartet. Er attestierte mir, daß mir "die einfachsten Methodenkenntnisse fehlten", und schaffte es glänzend, auf die Hauptpunkte meiner Kritik gar nicht erst einzugehen. Ich kann hier nur ein Beispiel nennen: "Kepplinger verbirgt den Inhalt (der untersuchten Pressebeiträge) vollständig", so schrieb ich zum "simpelsten, aber schwersten Fehler der Inhaltsanalyse" und fuhr fort: "Er zitiert aus den 6065 Artikeln nicht ein Wort,

verweigert also die Offenlegung der Akten, die Illustration seiner Statistik." Mir war schon früher aufgefallen, daß Kepplinger es peinlichst vermeidet, Zitate aus dem Fundus seiner Inhaltsanalysen zu bringen, anschauliche und authentische Belege für Positionen und Wertungen, dafür aber in Tabellen, Prozentsätzen und Diagrammen schwelgt. Sein Leserbrief - der vollständig abgedruckt wurde - sagte dazu nichts.

Nun gab es kürzlich wieder ein Kepplinger-Buch, "Gentechnik im Widerstreit". Wieder hätte ich gegen ihn streiten können, aber ich, der ich nicht die einfachsten Methodenkenntnisse habe, mag keine fruchtlosen Privatschärmützel. Ich habe das Buch, das erneut eine Aussagenanalyse enthält, also nicht rezensiert. Einmal mehr bringt es Kepplinger fertig, die untersuchte Berichterstattung vollständig zu unterschlagen; er führt - eigenmächtig und unsinnig - den Datenschutz in die Analyse von Zeitungsartikeln ein und bringt nicht einen Originalbeleg. Und er sagt nicht, welche Ausgaben zur Untersuchung herangezogen wurden (drei Zeilen auf seinen 200 Seiten hätten Klarheit gebracht). Wir erfahren nur, wieviele Ausgaben welcher Periodika aus den Jahren 1987 in die Auswahl kamen. Niemand kann überprüfen, welche Artikel erfaßt und codiert wurden und welche nicht. Die einfachsten Methodenkenntnisse...

Kepplingers Strategie ist besonders ärgerlich für den, der von seinem Pauschalurteil direkt betroffen ist. "Eindeutiger Befürworter der Gentechnik war (unter anderem) der 'Rheinische Merkur'", schreibt er auf Seite 149 und erstaunt damit mich, der ich mich als Wissenschaftsredakteur eben dieser Wochenzeitung öfters und kritisch zur Gentechnik geäußert habe - 1988 in sechs, 1989 in fünf Beiträgen. Da Kepplinger nur neun Ausgaben pro Jahr beachtete, können die Texte natürlich durch sein Raster gefallen sein. Das ist nicht schlimm. Schlimm ist nur, daß er ohne den Hauch eines Zweifels den "Rheinischen Merkur" zu den eindeutigen Befürwortern der Gentechnik schiebt. Da steht der nun und muß den ganzen Schwindel mitmachen. Doch ich, ich bin schließlich ein bißchen dankbar und weiß nun zweierlei: Kepplinger gehört nicht rezensiert (was ihm und mir wieder einen Leserbrief erspart)...

*Eckart Klaus Roloff*

## III.

Man kann im Streit eine konfliktgeladene Auseinandersetzung sehen, die zumindest Chancen einer konsensuellen Konfliktbeilegung in sich birgt. Kommunikation gerinnt hier zum Verständigungsprozeß, der die Voraussetzungen für einvernehmliche Problembewältigung schafft.

Nun hat nicht zuletzt Habermas immer wieder darauf hingewiesen, daß es sich dabei um eine Idealvorstellung handelt, die zwar notwendig ist, aber in der Alltagspraxis lediglich in systematisch verzerrter Weise auftritt: Konsens gleichsam als handlungsleitende Fiktion, an die man sich bestenfalls annähern kann. Nun könnte man aber auch den Spieß umkehren und sagen: Wir sollten uns mit dem begnügen, was wir tatsächlich erreichen können und somit vielfach antreffen: den Dissens.

In der neueren Konfliktsoziologie werden genau diese Überlegungen (die sich übrigens schon bei Simmel, Durkheim und später auch bei Dahrendorf finden) wieder aufgegriffen. Da man in einem Konsens ein letztlich eher unwahrscheinliches Ergebnis sozialer Konflikte sieht, wird das Konzept vom sogenannten "rationalen Dissens" entwickelt: ein Zustand, in dem es - im Unterschied zum irrationalen Dissens - den Beteiligten wenigstens gelingt, etwas Strittiges gemeinsam zu identifizieren. Sinn und Zweck des Ganzen: ein potentiell unendlicher läßt sich in einen endlichen Konflikt überführen. (Näheres dazu in dem von Hans-Joachim Giegel herausgegebenen Band "Kommunikation und Konsens in den modernen Gesellschaften", Frankfurt am Main 1992.)

Was hier allerdings fehlt, sind Überlegungen, die den Stellenwert und vor allem die Qualität von Kommunikationsprozessen näher markieren, die die Voraussetzungen zur Herstellung eines solchen rationalen Dissenses in sich bergen. Sollten wir dies nicht in unserem Fach diskutieren?

Überdies: Einem solchen rationalen Dissens werden auch sozialintegrative Funktionen attestiert. Hat dieser Aspekt daher gerade vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Umwälzungen in Europa nicht auch eine enorme kommunikationspraktische Relevanz?

*Roland Burkart*

---

## IV.

---

Fragen der Sozialwissenschaften stehen immer in Kontroversen, denn so nüchtern der Gesellschaftswissenschaftler auch seine Gegenstände untersuchen wird, er kann nicht umhin, seine Position dazu zu bestimmen. Meist geschieht das implizit, beispielsweise schon durch die Auswahl eines bestimmten Gegenstandes. Dagegen hat das Beziehen expliziter wissenschaftlicher Standpunkte deutlich abgenommen. Eine Nötigung, eigene Grundpositionen vorab deutlich zu bekennen bzw. andere zu verwerfen, die vor zwei Jahrzehnten üblich war und in der Diskussion auch eingefordert wurde, gibt es heute nicht mehr. Das kann einen Zuwachs an Freiheit der Wissenschaft und Pluralität ihrer Auffassungen bedeuten, sollte aber nicht mit Bequemlichkeit verwechselt werden, die die Anstrengungen des Begriffs meidet. Der wissenschaftliche Streit in den Sozialwissenschaften betrifft immer Methoden und Ergebnisse genauso wie die explizit oder implizit zugrundeliegenden gesellschaftlichen Prämissen.

Dann gibt es immer Streit, der statt um die Sache um Personen geht oder auf die Eroberung von Positionen, die Bildung von Schulen oder den Erwerb von Mitteln bezogen ist. Wie diese Streitigkeiten im einzelnen entschieden werden, hat häufig wenig mit Gerechtigkeit, sondern mehr mit politischer Durchsetzungsmacht zu tun. Daß es nicht allzu sehr menschelt, kann meines Erachtens nur annäherungsweise erreicht werden durch eine Stärkung der Selbstverwaltungsmechanismen der Wissenschaft, um oligarchischen Tendenzen die Spitze abzuberechen. Günstig für solche Eindämmungsstrategien ist, daß die Wissenschaft im politischen System der Bundesrepublik den Ländern zugewiesen ist, die im allgemeinen nicht in dieselbe politische Richtung tendieren und auch immer wieder Regierungswechseln unterlagen.

Ich glaube also, daß die Voraussetzungen für den fairen Austrag wissenschaftlicher Kontroversen auch in unserem Fach grundsätzlich gegeben sind, obwohl ich abweichende Beobachtungen machen konnte. Wichtig ist es, sich für die als richtig erkannten Auffassungen einzusetzen und dafür auch mit anderen zusammenzuwirken.

Die Rezensionskultur in der Wissenschaft hängt unmittelbar von der Streitkultur einer Wissenschaft ab; sie ist einer ihrer Unterfälle. Sie leidet heute möglicherweise stärker als früher darunter, daß weniger und weniger gründlich gelesen und verstanden wird. Das wirkt sich auf die Qualität von Rezensionen immer wieder nachteilig aus, denn den Leser interessiert - wobei ich von mir selbst ausgehe - zunächst, was in einem Buch erörtert wird. Wenn es dann um die Beurteilung von Ergebnissen und die Bezeichnung von Prämissen geht, kommen notwendigerweise auch Wertungen ins Spiel. Sie sollten auf die Sache bezogen werden, weil es kaum jemanden interessieren dürfte, mit wem ein Rezensent im Streit liegt.

Jede Rezension sollte als Dienstleistung für die Leser angesehen werden. Da können wir von der Arbeit amerikanischer Fachzeitschriften manches lernen. Ein Verriß schreibt sich leicht, liest sich möglicherweise gut, wird aber häufig durch eine recht einseitige Rezeption ermöglicht und wirft die alte Frage "Wem nützt es?" auf. Daß es dem schlampigen Rezensenten nicht hilft, dafür muß die Wissenschaftlergemeinschaft sorgen. Daß sie es in unserem Fach ganz gut versteht damit umzugehen, zeigt die nach meiner Beobachtung relativ kleine Zahl von gravierenden Fehlinformationen.

*Hans Bohrmann*

---

## IV.

---

Wenn ich die Frage nach der "Streitkultur" in unserem Fache empirisch angehe, so fällt mir schnell auf, daß die Grundgesamtheit des zu untersuchenden Materials alles andere als üppig ist. Daß uns allen gerade eine Broschüre von Hans Mathias Kepplinger und Joachim Friedrich Staab auf den Schreibtisch kam, die sich unter dem Titel "Ein Mann sieht schwarz" mit Klaus Merten und dessen Kritik an der Veröffentlichung der beiden Autoren auseinandersetzt, macht erst recht darauf aufmerksam, daß man nach vergleichbarem Material ziemlich vergeblich suchen wird.

Ganz offensichtlich fehlt es ja auch an institutionellen Vorkehrungen für die Entwicklung einer Streitkultur. So haben es die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

der "Publizistik" in 37 Jahrgängen nicht geschafft, die intellektuelle und schriftstellerische Substanz für die Einrichtung einer speziellen Rubrik zustande zu bringen. Hinter vorgehaltener Hand, beim Vier-Augen-Gespräch und in den flüchtigen Pausendialogen bei Tagungen erfährt man freilich häufig genug, was der eine oder andere Kollege wieder an Schwachsinn verbrochen habe. Aber genau dieser Mangel an öffentlicher Redebereitschaft ist ja das Problem und Indiz mangelnder Streitkultur.

Nicht jeder von uns - mir zum Beispiel geht das so - hat Lust dazu, sich auf die Detailversessenheit einzulassen, die die kritische Auseinandersetzung mit dem Produkt eines anderen allemal voraussetzt. Das mag auch eine Form von wissenschaftlichem Egozentrismus sein. Noch häufiger ist aber nach meiner Beobachtung eine Haltung, die ich intellektuelle Feigheit nennen möchte. Wer mit Kritik vorsichtig umgeht, darf wohl hoffen, daß man auch ihn eher schont. Zumindest, solange sich das alles im geistigen Schonraum Universität abspielt, gilt wohl die Feststellung des Philosophen Helmut F. Spinner, daß Kollegialität und Konsens eine typische professionelle Deformation ausmachen.

Und die Rezensionskultur? Als Mitherausgeber der "Publizistik" beobachte ich, daß alle zu faul sind beim Rezensieren. Nicht nur bleiben viele Bücher über Jahre bei den Rezensenten liegen, die sie immerhin meistens aktiv angefordert haben. Noch schlimmer ist, daß hunderte von Büchern überhaupt keine Rezensenten finden und originelle Entdeckungen von außen so gut wie nie an uns herangetragen werden. Es fehlt an Neugier beim Absuchen des so unendlich breit gewordenen Bücherstromes.

In dieses Bild paßt auch, daß sich die meisten von uns des Rezensierens als einer Pflichtaufgabe entledigen. In der Regel ein braves Referat des Buchinhaltes und einige rasonnierende Bemerkungen, aber kaum einmal mit dem Engagement des klaren Urteils. Nicht gerade selten sind aber auch Texte reiner Rezensionsunkultur: Aus ihnen erfährt man mehr über den Rezensenten als über das zu rezensierende Buch. Zugegeben: Manchmal ist das sogar nicht ohne Charme, wenn das Buch, das zum Anlaß intellektueller Pirouetten genommen wird, ohnehin nicht viel taugt.

*Wolfgang R. Langenbacher*

## TAGUNGEN

# Risikokommunikation und Kommunikationsrisiken

## Colloquium an der Freien Universität Berlin

Neue Ansätze und Perspektiven der Wissenschaftsjournalismus-Forschung wurden beim 4. Colloquium „Wissenschaftsjournalismus“ der Robert Bosch Stiftung vom 18. bis 20. Juni 1992 in Berlin diskutiert. Die Organisatoren der Veranstaltung, Winfried Göpfert und Renate Bader vom Institut für Publizistik und Kommunikationspolitik der Freien Universität Berlin, hatten einen internationalen Kreis von Wissenschaftlern sowie eine ganze Reihe namhafter Wissenschaftsjournalisten für die Veranstaltung gewonnen.

Die Debatten der vergangenen Jahre um den Einfluß der Medien auf die gesellschaftliche Technikakzeptanz, die Darstellung der Umweltproblematik in den Medien und schließlich - jüngster Import aus den USA - die „Risikokommunikation“ haben zu einem schleichenden Wechsel der Perspektive geführt. „Risikoberichterstattung und Wissenschaftsjournalismus“ lautete daher auch der Titel des Colloquiums.

### Zwischenbilanz

Eine Bilanz der bisherigen Forschung zur Risikoberichterstattung zogen Sharon Dunwoody (University of Wisconsin, Madison, USA), Renate Bader (FU Berlin), John Durant (Science Museum, London) und Michael Schanne (Arbeitsgruppe für Kommunikationsforschung und -beratung, Zürich).

Dunwoody beschrieb Trends der amerikanischen Forschung, die Massenmedien als einen Informationskanal neben anderen zu betrachten und sich genauer mit den Prozessen zu befassen, wie Rezipienten massenmediale Risikoinformationen in für sie relevante Botschaften transformieren. Auch Durant plädierte für stärker publikumsbezogene Ansätze bei der Analyse der Risikokommunikation und warnte die Kommunikationswissenschaftler vor einer zu bereitwilligen Übernahme der Expertensicht.

Bader identifizierte in ihrem Überblick über deutsche Arbeiten zur Risikokommunikation zwei unterschiedliche Ansätze: einen, der Merkmale und Schwächen der Risikoberichterstattung durch Vergleich mit Experteneinschätzungen zu bestimmen sucht, und einen weiteren, der die Eigengesetzlichkeiten des Journalismus stärker akzeptiert.

### Überlebenstraining

Für manche überraschend oder gar provozierend das Resümee von Schanne aus seiner Metaanalyse von 52 einschlägigen Inhaltsanalysen der Umweltberichterstattung: „Die journalistische Konstruktion spiegelt nicht oder nur teilweise die wissenschaftliche Konstruktion von Umwelt und Umweltrisiken. ... Insgesamt ist Journalismus bemüht, über Umwelt und Umwelt-Risiken in sachlich zutreffender, in ausgewogener sowie in ruhiger und beruhigender Weise zu berichten.“

Zwei Berichte über Ansätze zur Verbesserung der Umwelt- und Wissenschaftsberichterstattung stießen auf besonderes Interesse. Sharon Friedman (Lehigh University, Bethlehem, Pennsylvania, USA) berichtete über ein Computerprogramm, das angehenden Journalisten sinnvolle Recherchestrategien bei der Berichterstattung über Umweltkatastrophen vermitteln soll. In Form eines „Adventure“-Computerspiels muß der Spieler in begrenzter Zeit Informationen sammeln und schließlich zu einem Artikel verarbeiten.

Erfahrungen mit Medientrainings für Wissenschaftler stellte Walter Hömberg (Universität Eichstätt) vor. Simulierte Pressekonferenzen, die Übernahme von Journalisten-Rollen, das Üben zweiminütiger Statements und praktisches „Überlebenstraining“ sollten die Teilnehmer fit für den journalistischen „Nahkampf“ machen.

Katherine E. Rowan (Purdue University, West Lafayette, USA) setzte sich in einem ausgezeichneten Vortrag mit den Möglichkeiten und Problemen auseinander, einem Laienpublikum schwierige wissenschaftliche Sachverhalte zu erläutern. Nach ihrer Ansicht sind die dabei auftretenden Schwierigkeiten nicht nur sprachlicher Natur und können infolgedessen auch nicht allein durch Optimierung der „Übersetzung“ gelöst werden.

Mit der Vermittlung von Risikoinformationen befaßte sich auch Susanne Femers (Kohtes, Kleves & Partner Umweltkommunikation, Bonn), die über Möglichkeiten des Gebrauchs- und Mißbrauchs- von Risikoindekatoren und Risikovergleichen referierte. Mit welchen Wahrnehmungsmechanismen Journalisten bei ihren Rezipienten rechnen müssen, wenn sie über ein Risiko berichten, beschrieb aus psychologischer Sicht Helmut Jungermann (TU Berlin).

Die verschiedenen Beiträge der Teilnehmer machten deutlich, daß sich die Wissenschaftsjournalismus-Forschung konsolidiert: Überraschend ähnlich sind Fragestellungen und Ergebnisse über nationale Grenzen hinweg.

### Qualitätsfragen

Die Verlagerung des Forschungsschwerpunkts auf die Analyse des journalistischen Umgangs mit Umweltproblemen, Technik und den entsprechenden Risiken hat die politische Dimension der Wissenschaftsberichterstattung stärker in den Vordergrund treten lassen. Zentrale Probleme der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, wie die Frage nach der journalistischen „Qualität“ und die nach dem Einfluß der Medien, stehen inzwischen auch im Mittelpunkt des Interesses bei der Risikokommunikation.

Das 4. Colloquium „Wissenschaftsjournalismus“ der Robert Bosch Stiftung war auch das letzte. Nach mehr als zehn Jahren wird die Stiftung diesen Förderschwerpunkt einstellen. So bedauerlich dies für die Journalisten und Wissenschaftler ist, die auf mancherlei Weise von der Förderung profitiert haben - die Stiftung hat ihr „Kind“ lange genug gehätschelt und gepflegt. Jetzt kann und muß es auf eigenen Beinen stehen.

Hans Peter Peters

## ICA in Miami

Das Kolumbus-Jahr gab den Anstoß für das Thema: "Kommunikation und neue Welten". Vom 21. bis zum 25. Mai 1992 fand in Miami, Florida, die Jahrestagung der International Communication Association (ICA) statt. Prominentester Gast bei einer der Veranstaltungen zum Generalthema war der mexikanische Schriftsteller und Diplomat Carlos Fuentes, dessen Einladung von mehreren Buchverlagen gesponsert wurde.

Die derzeitige Präsidentin der ICA, Ellen Wartella, hatte sich zum Ziel gesetzt, die Zahl der Sitzungen zu reduzieren, um die Mammutkonferenz übersichtlicher zu machen. Diesem Ziel diente auch eine erstmalig alle Untergruppen einbeziehende "Poster-Session", bei der gleichzeitig und an einem Ort Forschungspapiere präsentiert wurden. Diese Form, bei der Vorträge nicht referiert, sondern auf Anschlagbrettern visuell umgesetzt werden, erlaubt einer großen Zahl von Konferenzteilnehmern, ihre Arbeiten vorzustellen. Da die "Poster-Sessions" nicht unumstritten sind, wurde eine Umfrage durchgeführt, um die Resonanz zu prüfen und zukünftige Veranstaltungen entsprechend zu planen.

Die nächste Jahrestagung der ICA wird vom 27. bis zum 31. Mai 1993 in Washington, D.C. stattfinden. Der neu gewählte Präsident Akiba A. Cohen von der Hebräischen Universität in Jerusalem hat für die Konferenz das Thema "Faces and Interfaces: Communicating across Disciplines" gewählt. Für 1994 ist die ICA-Konferenz in Australien geplant.

*Christina Holtz-Bacha*

## AUSLAND

# Publizistik in Südkorea

## Eindrücke von einer Vortragsreise

Das "Schlußwort" des letzten AVISO präsentiert eine Leseprobe aus einem Text des (süd-)koreanischen Kommunikationswissenschaftlers Joung-Chun Rhie: Zeilen aus koreanischen Schriftzeichen (Hangul) und ein deutsch reproduzierter Buchhinweis sind unbefangen gemischt - es geht ums Lesen. Rhie hat in Münster studiert. Ich habe ihn im Herbst vorigen Jahres an der Chung-An Universität in Seoul besucht. Seinem Kollegen C.W. Kim von der Sung Kyun Kwan Universität habe ich über die Schulter geschaut, wie ein solches Mischmanuskript entsteht: Die Hauptmasse der Buchstaben stellt die koreanische Schrift. Sie ist, da sie nur 25 Zeichen umfaßt, leicht zu erlernen - als Schrift, wohlgeordnet, nicht als Sprache. Schriftkenntnisse allein reichen, um sich auf Bahnhöfen und in der Speisekarte zurechtzufinden. Zwischen den Hangul-Zeilen ist Englisch und Deutsches leicht erkennbar, aber es bleibt ein erheblicher unlesbarer Rest: chinesische Charaktere. Ohne sie entsteht nach wie vor kaum ein seriöser wissenschaftlicher Text in Koreas Kommunikationswissenschaft. Anspruchsvolle Begriffe erfordern chinesische Zeichen.

Das bringt den Besucher aus dem Fernen Westen in Nöte. Auf dem Campus von Sung Kyun Kwan, am Rand der Innenstadt von Seoul, in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Secret Gardens, suche ich das Dienstzimmer meines eigentlichen Gastgebers eine Zeitlang vergebens, denn auch die Professoren-Namen werden an Universitätstüren in chinesischen Zeichen angeschrieben: Bang Jung-Bae, Professor, Dr. phil., Department of Journalism & Mass Communication. Bang hat in Salzburg studiert, lange und gewissenhaft. Man kann sagen, die Gewissenhaftigkeit ist der Boden unserer Freundschaft, die nach koreanischer Sitte hierarchisch orientiert ist. Für ihn werde ich wohl immer der "Herr Professor" bleiben.

Bang ist der deutschen Sprache und dem Studium an deutschsprachigen Universitäten heute nicht mehr wohlge-

sinn: Der Zeitaufwand für das Erlernen der Sprache und Mentalität ist zu hoch. Er schickt seine Studenten in die USA. Trotzdem sprechen mich immer wieder Studenten auf deutsch an, strahlend und stolz auf das Gelesene.

Korea ist durch die Wiederannäherungsgespräche zwischen Süd und Nord besonders seit Herbst 1991, wenn schon nicht in die Schlagzeile, so doch überhaupt wieder auf die Seiten europäischer Zeitungen geraten. Von den Vortragsthemen, die ich mit auf die Reise genommen hatte, war eines der Hit: Die Rolle der Journalisten und der Medien bei der Wiedervereinigung Deutschlands. Die Fragen von Studenten, Journalisten und Fachkollegen sind vielfältig und differenziert. Aber am Ende gibt es oft ein resigniertes Achselzucken: Was es im geteilten Deutschland gab, nämlich die zwar reglementierte, aber doch vertraglich gesicherte ständige Präsenz westdeutscher Journalisten im Ostteil des Landes, war im Korea des Jahres 1991 noch unvorstellbar. Selbst wenn der Norden Süd-Journalisten eingelassen hätte, Südkoreas erst seit 1987 auf dem Weg zur Demokratie befindliches Regiment hätte sie nicht hinausgelassen. Auch grenzüberdauernde Institutionen, wie es in Deutschland die Kirchen waren, hatten am 38. Breitengrad keine Chance.

Südkorea hat eine Fläche von 99 000 qkm, ist also nur um ein Sechstel größer als Österreich. Auf dieser Fläche leben 40 Millionen Menschen, mehr als fünfmal so viel wie in der Alpenrepublik. Während in Österreich im Durchschnitt 90 Menschen auf einem Quadratkilometer zusammenleben, sind es in Südkorea 411! Über 60 Prozent der Menschen leben in (meist großen) Städten, konkret: mindestens zehn, vielleicht auch 15 Millionen in Seoul, vier Millionen in der Hafenstadt Pusan, zwei Millionen in Taegu. Leser von Science-Fiction-Romanen finden sich in Szenarios wieder, die wir vom Roman-Typ "Management von Überbevölkerung" kennen. Die Menschen wirken zielstrebig, fleißig,

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)

**Redaktion:** Walter Hömberg

**Erscheinungsweise:** Zwei- bis dreimal jährlich. Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 15. November 1992

**Produktion:** Ulrich Detsch

**Druck:** Brönnner&Daentler, Eichstätt

**Redaktionsanschrift:**

Lehrstuhl für Journalistik I  
Katholische Universität Eichstätt

Ostenstraße 26

D-8078 Eichstätt

Telefon (08421) 20-564 / -562

Telefax (08421) 20-553

freundlich ohne Anbiederung, bei der Arbeit ernst und offenbar enorm belastbar, am Feierabend einem kräftigen Schluck nicht abgeneigt.

Südkorea kann man nicht mehr als Schwellenland bezeichnen, es ist auch nicht länger der "Tomorrow-Tiger", wie



das Kaffeehaus im Hauptbahnhof von Seoul heißt, sondern ein Today-Tiger, dessen Dimensionen wir noch nicht recht wahrgenommen haben.

Die Situation der Medien ist für den europäischen Gast schwer über-, geschweige denn durchschaubar, und zwar einmal wegen der Sprache und zum zweiten, weil sich Südkorea seit 1987 auf einem (nicht sehr schnellen) Weg von der Diktatur zur Demokratie bewegt. Das heißt: Es können neue Printmedien entstehen, und die Bedeutung der bestehenden ändert sich. Lesen kann der Fremde außer "Korea Times" und "Korea Herald" allenfalls die Zeitungsköpfe. Neben dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk (KBS) und dem angebotsreichen American Forces Korea Network (AFKN) gibt es privates Fernsehen und (mehr) Privatradios.

Jong-Soo Park, ebenfalls Salzburg-Absolvent und jetzt Mitarbeiter in der Forschungsabteilung des großen Privat-Fernsehsystems Munwha Broadcasting Corporation, gibt sich redlich Mühe mit mir, aber viel mehr, als ich aus seiner AFKN-Dissertation schon weiß, erfahre ich nicht.

Die Eindrücke sind zu vielfältig, allein die fünf Universitäten, an denen ich spreche, erfordern intensive Aufmerk-

samkeit, ebenso das (Wieder-)Erlernen von Höflichkeitsritualen, die bei uns mit dem "Muff unter den Talaren" abhanden gekommen sind. Von meinem Erscheinungsbild ist man hier und da ein wenig enttäuscht, denn Bang, inzwischen selbst Respektsperson in der Kommunikationswissenschaft, habe seinen "Lehrer" (Ehrentitel) angekündigt, also bitte mindestens mit weißen Haaren, einen europäischen Professor halt.

Auf der Reise durch das dicht besiedelte Land besuche ich, gelegentlich auf den Spuren von Josef Hackforth, Universitäten in Pusan, Iri und einen Germanistik-Kollegen in Taegu. Das Hochschulwesen ist imponierend vielfältig. Allein in der Hauptstadt gibt es (je nach Anspruch der Zählung) etwa 15 Universitäten, davon sind (mindestens) drei Frauen-Universitäten mit alter Tradition, wo Männer allenfalls lehren, aber nicht studie-

ren dürfen. In den großen Städten gibt es jeweils mehrere Universitäten. Alle Universitäten des Landes stehen auf einer Rangliste, was für die Zulassung der High-School-Absolventen zum Studium eine nicht unwichtige Rolle spielt; denn vor der Immatrikulation stehen drei Hürden: die allgemeine Hochschul-Zulassungsprüfung, welche die ungleichwertigen High-School-Abschlüsse ausgleichen soll, die spezielle Fach- und Studienplatz-Aufnahmeprüfung und die Studiengebühr.

Wer die allgemeine Zulassungsprüfung bestanden hat, kann sich je nach der dabei errungenen Punktzahl an eine auf der nationalen Rangliste höher oder niedriger platzierte Universität, d.h. im günstigsten Fall: an die Universität seiner Wahl, wenden, um dort die Aufnahmeprüfung für seine Studienrichtung (Numerus clausus) zu versuchen. Die Studiengebühr liegt bei 2500 US-Dollar pro Jahr auf privaten Universitäten, bei 1000 bis 1500 US-Dollar bei den Staatsuniversitäten. Unterrichtseinheiten und Graduierungsstufen folgen dem amerikanischen System.

Die Universitätsträger sind überwiegend privat. Viele Hochschulen haben konfessionelle Träger. Auf die Lehrprogramme wie auch auf die Zulassung von

Studierenden hat das wenig bis gar keinen Einfluß. Die Sung Kyun Kwan University ist die älteste des Landes. 1398 gegründet, ist sie nur 30 Jahre jünger als die Universität Wien. Hervorgangen ist sie aus dem Sung Kyun Kwan, einem konfuzianischen Bildungszentrum, das heute noch in historischer Form in den Campus einbezogen ist. Fast alle Universitäten sind Campus-Universitäten.

Unsere Disziplin ist an 29 Universitäten vertreten. Die Fachbezeichnung lautet meist "(Mass) Communication", oft mit dem davor oder dahinter gestellten Zusatz "Journalism". Das Fach Communication genießt, so sagten jedenfalls meine Gewährsleute, in Südkorea hohes Ansehen, nicht obwohl, sondern weil sich sehr viele Studienanfänger zur Zulassung drängen und bei weitem nicht alle aufgenommen werden können.

Die der DGPK entsprechende Korean Society for Journalism and Communication Studies, gegründet 1959, zählt 265 Mitglieder, darunter knapp 200 Universitätslehrer. Sie gibt einen monatlichen Newsletter und eine vierteljährliche Fachzeitschrift ("The Quarterly Journal of Korean Journalism Review") heraus. Unter den Hochschullehrern heben sich deutlich die USA-Absolventen und die Deutschland- bzw. Österreich-Absolventen heraus. Bei den letzteren nimmt Münster die Spitzenposition und Salzburg immerhin Platz 2 ein. Die derzeitige Orientierung geht eindeutig nach Amerika, weil die Studien in Europa zu lange dauern.

Dennoch wird der europäische Studienort stolz präsentiert. Auf den Visitenkarten von Hae-Ryong Song (Iri) und Jin-Koo Lee (Pusan) finden sich wieder deutsche zwischen chinesischen Zeilen: Institut für Publizistik.

Michael Schmolke

#### SCHLUSSWORT

*„Er war ein geschäftiger Schriftsteller und ein sehr fleißiger Leser seiner eigenen Artikel in den gelehrten Zeitungen und Journalen.“*

Georg Christoph Lichtenberg  
(1742 - 1799)